

Den Tageslicht. Als die gelbe Flamme des Gasarmes angezündet wurde, flimmerte es traurig vor seinen Augen, und er fuhr unruhig an den Wänden entlang, hörbar schluchzend.

Am nächsten Morgen, als die Glocke läutete, erhob er seinen wunden Körper von der steinharten Matratze, deren Kopfteil schwarzglänzend und schmierig war von den Häuptern der Hunderte von Bagabunden, denen es Ruhe gespendet hatte. Es mußte Toilette gemacht werden: ein wenig Wasser wurde über das Gesicht gerieben, der Kopf wurde ein paar Mal durchgeschrappt mit dem Kaminstümpfchen, das sich vorfand, und dessen Zahnlöden mit Schmutz und grauen, schwarzen und roten Haaren vollgestopft waren.

Dann kam der Wärter, er sah ganz gutmütig und zuvorkommend aus und wollte wohl ein bißchen schwachen.

„Sie haben nichts von dem Brot angerührt?“

„Nein, ich habe den letzten Summer noch nicht verdaut, und der Geschmack soll sich nicht vermischen.“

Der Wärter orientierte. „Ich glaube, ich nehm's mit für den auf Nummer 7. Er kam gestern abend und ist so hungrig, daß man durch ihn durchsehen kann. Aber ich glaube, Sie haben auch nichts getrunken.“

„Ne.“

„Dann geht's Ihnen anders, wie dem hier nebenan.“

„Wie?“

„Zuckerkrankheit nennen sie's. Wir stellen alle Abend einen vollen und einen leeren Eimer Wasser für ihn herein. Und dann säuft er aus dem einen und läßt es in den anderen laufen. Morgens steht ein Eimer voll Urin bei ihm. Und er hat sich sogar drei Wochen damit gequält, ehe sie ihn auf einem Heuboden abfasten. Wo er all das Wasser herbekommen hat, das er laufen muß, ist allen ein Rätsel.“

Der Wärter ging und schloß die Tür,

(Fortsetzung folgt.)

Die Ausstattung des Buches. *)

Bei der Ausstattung eines Buches ist zwischen technischer und künstlerischer Ausstattung zu unterscheiden. Jedoch ist die Grenze zwischen diesen beiden keine scharfe. Sie stehen vielmehr immer in sehr engen Wechselbeziehungen. Ein Buch, dessen Herstellung ausschließlich durch den Techniker erfolgte, kann sehr wohl künstlerischen Grundsätzen vollkommen genügen; und ein Künstler, der unabweisliche technische Anforderungen außer acht läßt, wird nie ein gutes Buch zustande bringen. Leider aber sind beide, technische und künstlerische Ausstattung, fast durchaus von der Kalkulation abhängig, denn die Preisfrage erstreckt sich bis auf die anscheinend ganz nebensächlichen Details. Oft muß der Verleger einen die Ausstattung des Buches betreffenden Sonderwunsch des Autors unerfüllt lassen, weil ihm die Erfahrung sagt, daß durch die Erfüllung eine Mehrauslage entstände, welche den Preis des Buches für dessen Abgabefähigkeit ungünstig gestaltete. Es muß aber hier die bedauerliche Tatsache angemerkt werden, daß nicht selten ohne den geringsten Mehraufwand bessere Resultate erzielt werden könnten, als dies bei manchen Büchern zu beobachten ist. Unter den vornehmlich technischen, jedoch auch immer von ästhetischen Gesichtspunkten zu betrachtenden Fragen sind die wichtigsten: die Bestimmung des Formates, die Wahl des Papiers, und zwar hinsichtlich der Qualität und der Eignung für die betreffende Drucktechnik, die der Schrift, die Bestimmung des „Satzspiegels“, d. i. die Größe der zu bedruckenden Fläche, die Art der für die Illustrationen geeigneten Technik und die Art des Einbandes. Die künstlerische Ausstattung besteht nur zum Teil darin, daß das Buch Illustrationen, Buchschmuck und Vorsatzpapier zu schaffen oder unter Umständen diese beiden aus Vorhandenem zu wählen und den Einband zu entwerfen. Von großer Bedeutung ist vielmehr auch hier, ja sogar erst recht die Auswahl einer zum Charakter der Illustrationen passenden Textschrift und eines Papiers, welches hinsichtlich seiner Neuzerlichkeiten mit Schrift und Bild harmonisiert. Ebenso muß das Format, die Größe des Satzspiegels und seine Stellung auf der Seitenfläche sorgfältig erwogen werden, und endlich ist es für die künstlerische Wirkung keineswegs gleichgültig, welches Verfahren zur Reproduktion der Illustrationen benutzt wird.

Bei der Bestimmung des „Formates“, nämlich der Größe des Buches, ist in erster Linie dessen Zugehörigkeit zu einer bestimmten Kategorie der Literaturprodukte oder zu einer Sammlung, mit welcher man einen festgesetzten Zweck verfolgt, maßgebend. Bei Romanen, wie überhaupt bei Werken der schönen Literatur, berücksichtigt man hauptsächlich die Bequemlichkeit für den Leser und wählt daher ein „kleines Oktav“ (gewöhnlich das Achte eines

Wogens 38 × 48 Zentimeter) und teilt umfangreiche Werke in genügend viele, nicht zu dicke Bände. Dies beschränkt man dagegen gerne bei den wissenschaftlichen Werken, welche gewöhnlich in „großem Oktav“ (sog. Lexikonoktav, z. B. das Achte eines Wogens 48 × 64 Zentimeter) erscheinen. In diesem Falle sprechen auch noch die Umstände für das größere Format, daß derartige Bücher in der Regel auf dem Tische benutzt werden, daß sie nicht zu dick sein sollen, und endlich, daß Illustrationen von entsprechender Deutlichkeit dann bequem auf einer Seite untergebracht werden können. Ein „mittleres Oktav“ (beispielsweise das Achte eines Wogens 46 × 49 Zentimeter) erhalten Schulbücher u. dgl. Großes Quart- oder Folioformat (z. B. das Viertel eines Wogens 48 × 64 Zentimeter oder die Hälfte eines Wogens 34 × 49 Zentimeter) wird nur gewählt, wenn es, wie es z. B. bei Atlanten, unbedingt erforderlich ist, oder wenn nur ein solches beim Befolgen bestimmter künstlerischer Absichten, etwa die Vertiefung einer großen Schrift, die Unterbringung besonderer Illustrationen usw. ermöglicht. Für Taschenwörterbücher, Reisehandbücher u. dgl., ferner für Sammlungen, welche Reiseliteratur (im weitesten Sinne) enthalten, gilt das Taschenformat. Dieses wird vom Buchdrucker Duodez, Sedez, Oktodez usw. genannt, je nachdem er den flachen Wogen in zwölf, sechzehn, achtzehn usw. Teile bricht. Das Papier kann, da weniger als 500 Mito einer Sorte nicht erzeugt werden, natürlicherweise nicht bei jedem Buche Gegenstand einer besonderen Anfertigung sein. Man muß deshalb aus ökonomischen Gründen bei jeder Formatbestimmung, also auch dann, wenn einmal ein regelrechtes Quadrat oder ein übermäßig langes Rechteck angewendet werden soll, darauf Bedacht nehmen, daß das Papier der verschiedenen Sorten nur in gewissen Größen auf Lager gehalten wird und eine Verschwendung durch reichlichen „Abfall“ zu vermeiden sei.

Die Wahl der Schrift, in welcher der Text eines Buches gedruckt werden soll, ist gleicherweise von hygienischen und Ökonomie beeinflusst. Nur selten kann man allen gerecht werden. Zumeist hat man zu entscheiden, welche der Forderungen in dem einzelnen Falle hauptsächlich zu erfüllen sind. Oft schließt die Berücksichtigung der einen die der anderen aus. Das Taschenwörterbuch, der Baedeker, sie müssen mit kleiner, augenmörderischer Schrift gedruckt werden; aber man benutzt sie nur selten und da dann stets nur kurze Zeit. Hier also entscheidet die Zweckmäßigkeit gegenüber der Hygiene, von Schönheit gar nicht zu reden. Bei Werken, die für andauernde Lektüre, gar für die der Jugend gedacht sind, muß aber vor allem die Schonung der Augen das oberste Gesetz bilden: es ist also eine große, deutliche Schrift anzuwenden. Da diese jedoch naturgemäß einen größeren Umfang des Buches mit sich bringt als die Benutzung einer kleinen, schmalen Schrift, daher weit höhere Kosten verursacht, so ist es erklärlich, daß so viele der billigen Bücher in dieser Hinsicht nicht entsprechen. Ästhetische und technische Bedenken bestehen, wenn die Schriftgröße und der Satzspiegel in Einklang zum Format des Buches gebracht werden sollen. Eine allzu große Schrift bei Kleinheit des Buches selbst wirkt ungeschön, ohne die Lesbarkeit zu fördern, und macht Schwierigkeiten durch die fortgesetzt notwendigen Wortteilungen an den Zeilenenden. Ein kleinerer Satzspiegel befriedigt in ästhetischer Hinsicht mehr als ein zu großer, weil er genügend breite Papierränder zuläßt; da jedoch die Kalkulation mitspricht, die möglichste Ausnutzung des Papiers verlangt, so finden wir leider allzubäufig ein ungünstiges Verhältnis zwischen der Größe der bedruckten Fläche und der der ganzen Seite vor. Es stehen also Schrift, Satzspiegel und Format des Buches in untrennbarem Zusammenhang, eines hängt vom anderen ab. Ferner ist es in gesundheitlicher wie in schönheitlicher Beziehung nicht einerlei, ob die Zeilen „kompakt“, d. h. dicht aufeinander folgen oder ob sie „durchschossen“, d. h. durch entsprechende Zwischenräume getrennt sind. Im ersten Falle erhält man — vorausgesetzt, daß die Wortzwischenräume ebenfalls gering bemessen werden — die von dem Künstler zunächst geforderte ruhige Tonwirkung des Satzspiegels, während im zweiten Falle die breiteren Wort- und Zeilenzwischenräume die Anerkennung des Augenarztes finden. Man wird also geschickt zu entscheiden haben, ob bei diesem oder jenem Buche mehr der Künstler oder mehr der Arzt zu sprechen habe, oder ob zwischen beiden die Mitte zu suchen sei.

Bei uns, nämlich bei den deutschsprachlichen Ländern, dreht sich aber die Frage, welche Schrift gewählt werden solle, nicht nur um deren Größe hauptsächlich. Vielmehr gilt es fast bei jedem neuen Werke sich zuerst darüber auszusprechen, ob eine sogenannte „Antiqua“ oder „lateinische Schrift“ oder aber eine, durch die „gebrochene“ Strichführung charakterisierte „deutsche“, eine „Frakturschrift“ zu verwenden sei. Sicher ist, daß der Deutsche für die Frakturschrift eine tiefwurzelnde Vorliebe hegt. Er ist der einzige, der die gotische Buchschrift, welcher, selbst vielgeartet, schließlich auch die verflümmerte Zeitungsfrakturschrift entstammt, noch beibehalten hatte, als beispielsweise die Romanen (Italiener und Franzosen) längst zu den alten, einfachen Formen der römischen Schriftzeichen noch während der Renaissance zurückgekehrt waren. Aus diesen hatte sich ja in allmählichen Umwälzungen, hauptsächlich durch den gotischen Vausil beeinflusst, die gotische Buchschrift entwickelt, welche somit ganz mit Unrecht als etwas urförmlich Deutsches betrachtet wird. Die Frakturschrift ist gewiß durch den viel komplizierteren Bau und die geringen Unterscheidungsmerkmale vieler, grundverschiedene Laute bedeutenden Buchstaben schwerer lesbarlich

*) Aus der sehr instruktiven, gut illustrierten Darstellung von Prof. A. W. Unger: Wie ein Buch entsteht, die in der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“ nebenbei bei V. G. Teubner erschienen ist. (Preis geb. 1,25 M.)

als die das Buchstabenstelet deutlich zeigende Antiquaschrift. Eine nur aus Anfangsbuchstaben gefetzte Zeile ist noch immer vortrefflich zu lesen, wenn Antiquaschrift verwendet wird, dagegen unleserlich, sobald wir dasselbe mit Fraktur versuchen wollten. Und es ist kaum eine Uebertreibung, wenn behauptet wird, daß fast kein Gebildeter, der täglich Hunderttausende von Frakturbuchstaben beim Lesen der Zeitung mit den Augen verjüngt, imstande ist, aus dem Kopfe die Umrisse einiger gotischer oder Fraktur-Anfangsbuchstaben niederzuzichnen, während ihm dies mit allen lateinischen sofort gelingt. Es ist daher begreiflich, wenn seit geraumer Zeit sich gewichtige Stimmen für die alleinige Benutzung der Antiqua erhoben und, in Anerkennung des hervorragenden ornamentaleren Charakters der gotischen Schriften, gefordert wird, diese nur in künstlerischen Zwecken dienenden Ausnahmefällen zu verwenden. Nichtsdestoweniger wird es diesbezüglich wohl noch lange beim alten bleiben: der Deutsche wird Fraktur und Antiqua pflegen. Die erste, wenn das Buch oder die Zeitung von vornherein nur für deutsche Leser gedacht ist, die zweite, wenn es in der Natur des Presseproduktes gelegen ist, daß auch anderssprachige sich seiner bedienen. Dies ist zumeist der Fall bei Büchern und Zeitschriften wissenschaftlichen und fachtechnischen Inhalts. Aber eins ist sicher: Künstler, Arzt und selbst ein großer Teil der Menge sind einig der Meinung, daß die vielen schwächlichen Schriften, die noch heute zum Drude vieler Werke angewendet werden, gleicherweise häßlich und ungesund sind. Und so ist man bestrebt, allmählich auch bei wissenschaftlichen Werken, Schulbüchern, Katalogen usw. Schriften zu bemühen, welche hygienischen und ästhetischen Anforderungen besser nachkommen. Derartige Schriften, desgleichen solche, bei denen das ornamentale Moment vielleicht stärker betont ist, als dem durch Buch und Buch hastenden, nur das Wortbild erfassenden, daher mehr erratenden als lesenden Leser lieb ist, besitzen wir heute dank den Bemühungen vieler Künstler und Fachleute wieder in reichem Ausmaße. Man kann einen Roman, eine wissenschaftliche Abhandlung usw. in einer „Brotchrift“ setzen, die durch kein Verwerf, durch keine eigenwillige Strichführung ablenkt, und man kann anders für besonderen Zwecken gewidmete Werke wählen, bei welchen eine künstlerisch individuell behandelte Textschrift das eigenartige Wesen z. B. eines Buches, das eine Dichtung und dazu geschaffene Illustrationen birgt, wesentlich erhöht.

(Nachdruck verboten.)

Die Mekkapilger kommen!

Von Roda Roda.

Banja Luka, Bosnien.

Vor einer Woche schon hatte der alte Hadji-beg¹⁾ einen Brief aus El-Tor bekommen, der Quarantänestation am Abhange des Sinai. Hadji-beg kann zwar nicht lesen, er wußte aber doch gleich, daß der Brief von seinem Sohne komme, der eben aus Mekka zurückkehrte. Aufgeregt lies der Alte durch das Geschäftsviertel (die Tcharachi), den Brief immer in der Hand, zum Musti, dem höchsten unter den hiesigen muslimanischen Kirchengelehrten. Und wer immer Hadji-beg mit dem Briefe eilen sah, wußte, was er neues melde: Die Mekkapilger kommen!

Eine Woche später rief ein Telegramm der Regierung den Kreisarzt nach Slawonisch-Brod an die Landesgrenze, wo eine neue ärztliche Untersuchung und Desinfektion der Pilger erfolgt.

Die Nachricht verbreitete sich wie ein Lauffeuer. Beide Türkenquartiere: Gornjscheher, die obere Stadt, und die Makala preko Verbas²⁾, das Polizeirevier am rechten Verbasufer, schwebten in einem Hangen und Wanken, ob der Kreisarzt die Wallfahrer nun noch einmal zurückhalten oder frei passieren lassen würde.

Heute morgen erreichte die Spannung ihren Höhepunkt. War auf der Reise von El-Tor an kein verdächtiger Krankheitsfall vorgekommen, dann könnten die Mekkapilger Vormittag eintreffen.

Freilich — vollständig werden sie nicht zurückkehren. Wenn neue Unglücksfälle die Nachrichten des El-Tor-Briefes nicht überholt hatten, waren unsere fünf Hadjis zwar der Cholera glücklich entgangen — die Cholera, die auch heuer wieder in der heiligen Stadt Mohammeds wüthete. Aber Hadji-Edhem-begs Frau, die Edhem-Hadjinitza, war schon auf dem Wege nach den Heiligthümern unter der Menge neuer Eindrücke wahnsinnig geworden und verübte vor Schreck über den Anblick friedlicher Beduinen einen Selbstmord. Sie schnitt sich nämlich in Dschidda, der Hafenstadt Mekkas, mit einem Rasiermesser die Kehle durch. Ihr Söhnchen, der kleine Omer, wieder war blatterkrank in El-Tor eingetroffen und schwebte zur Zeit, als der Brief an Hadji-beg abging, noch zwischen Tod und Leben. — Die drei Männer waren gesund.

Nach dem Ramadan-Vojram, dem muslimanischen Karneval, wenn man so sagen darf, waren sie von hier zur Pilgerfahrt aufgebrochen. Edhem-beg mit Weib und Kind, dann Husejin-aga reisten für sich und auf eigene Kosten, Magib Zabaltich aber als „Wedel“ — Stellvertreter — einer verstorbenen reichen Witwe, die in ihrem letzten Willen eine Pilgerfahrt zur Kaaba gestiftet hatte, um sich das Paradies zu erkaufen. Allah rahmet ojo — möge sie in Gott ruhen!

Heute am Morgen brachte eine Depesche von Behörde zu Behörde endlich die langersehnte Botenschaft: sie kommen!

¹⁾ Hadji („i“ wie in „jour“): Mekkapilger. Beg: etwa Kreiherr.

Bald waren der Platz vor dem Bahnhofe, die Alleen der Stadt, der Eingang in die Tcharachi und das Umfassungsgitter, ja selbst der Springbrunnen vor der Ferhadi-djami, der größten unter unseren 46 Moscheen, von Menschen bedeckt. — Auf den Bänken, den Bordsteinen der Bürgersteige, an den Straßengraben — überall saßen und hockten sie in Reihen, Rudeln und Gruppen — die Alten wortlang und ernst, die weitaus zahlreicheren Knaben in lebhafter Unterhaltung. Die Sonne brach hervor und leuchtete in das grellste Farbenspiel der Trachten. Der Feg der Jungen, die gelbgestrichelte Ahmedija der mehr oder weniger Gelehrten, die Kopfbinde der Softas (Priesterschüler), die weiße „Mäuber“-Kappe der Wasserträger, der karierte Widel der Bauern, — kurz alles das, was man in Deutschland Turban nennt, war da vertreten. Auch Serbinnen in bunten, weiten Hosen sammelten sich neugierig, und katholische Scholke, die hängenden Zöpfe mit Münzen, Muscheln, Glasperlen, Fingerhüten (!) und dicken Strähnen schwarzer Wolle durchlöchernd.

Um 10 Uhr iprengte ein junger Beg auf einem winzigen Fuchshengst im Galopp durch die Menge den Pilgern entgegen. Das Pferd mit der goldbordierten Schabrade, der halbwichsige Junge darauf — ein Vorwurf für Joanovich, den berühmten Balkanmaler! — Bald folgten in Landauern die Angehörigen der Pilger. Wieder verging eine Stunde.

Der Eisenbahnzug aus Agram lief ein — ohne die Hadjis. Nichteingeweihte wollten enttäuscht heimkehren. Die große Masse wußte aber, daß die Erwarteten schon in Dutschane den Zug verlassen und mit Wagen auf der Landstraße kommen würden.

Endlich, endlich, gegen Mittag ging eine Bewegung durch all die Menschen, die sich erhoben, die Augen beschatteten und die Straße entlang nach Nordost blickten.

Wieder voran der Reiter auf dem Fuchs — ihm nach in einem Dugend Wagen die Pilger und ihre Verwandtschaft. Die Fußwerke halten, die Menge drängt sich in festlicher Freude herbei, die sonnengebräunten Hadjis steigen aus.

„Hadjines mubarek olsun!“ — „Gefegnet eure Pilgerfahrt!“ — ruft der Musti, der heute seinen himmelblauen Kasten trägt. Ein Hadji nach dem anderen umarmt ihn zuerst von rechts, dann von links — und nun geht ein endloses, allgemeines Umarmen der Verwandten, Freunde, Bekannten und Unbekannten an — immer erst rechts, dann links bei jedem Einzelnen.

„Safagjaldun — hoschjaldun!“ — „Groß und glücklich gekommen!“ — ruft der Begrüßende.

„Safabuldug — hoschbuldug!“ antwortet der Hadji.

Der älteste Hadja erklimmt einen kleinen Erbhügel und spricht das Gebet, die Hände vor sich, als lese er in einem Buche. — „Amin!“ — „Amin!“ — „Amin!“ — „Amin!“ — rufen Hunderte von Kinderleuten gleichmäßig im Chor. Wenn einer im Schreien nachläßt, kommt der Softa mit einem Baumzweig und schlägt den Schuldigen und seine Nachbarn zwei, dreimal über den Kopf. „Amin!“ — „Amin!“ — „Amin!“

Bald ist auch das vorbei. Die Menge kommt wieder in Fluß. Drei Munabjati, Chorknaben, an langen, goldgestickten Schleierbüchern kenntlich, die ihnen vom Feg herniederflattern, schlagen singend den Weg nach der Tcharachi ein. Ihnen auf dem Fuße folgen zwei „Fegbirdji“, Vorboten, dann die Hadjis, die Priester und Priesterschüler — alle nur an der Kopfbedeckung von dem übrigen Schwarm der Gläubigen unterscheidbar, der sich in breitem Strome anschließt. Es geht noch zu einer kurzen Andacht in die Moschee und endlich, immer gleich feierlich, nach Hause.

In Hadji-Edhem-begs Hof ist schon seit vorgestern Belagerungsstand. Eine alte Kochfrau bädert Halmwäulen, Schigleiten aller Art, stellt die Dunstöpfe mit den eingemachten Rosenblättern bereit, schmort, siedet, löcht und brät, daß Gott erbarm. Diener haben gestern abend ein Blutbad unter den Hammeln angerichtet und wenden jetzt fleißig die Spieße.

Durch das Flechtwerk des Holzgitters lugt aus dem Frauenhause die Begotdiza. Der alte Hadji-beg selber aber läuft hier und wieder. Er hat sogar die Andacht der Moschee veräußert, um den Gästen des heimkehrenden Sohnes nur ja den besten Empfang zu sichern.

Die Kochfrau freut sich auf den kleinen Omer, ihren Liebling, der also die Plattern glücklich überstanden hat. Sie wird, versichert sie, mit zehnfachem Eifer an die Arbeit gehen, wenn er erst in etlichen Jahren heiraten wird.

Schemj'aga, der steinreiche Nachbar, seines Zeichens ein Kaufmann, steht im Tor und sieht schmunzelnd zu.

„Wann gehst Du einmal nach Mekka, Aga?“ fragt ihn Mlija, der andere Nachbar, ein Serbe.

„Nie!“ flüstert ein loses Maul. „Dem wer erst an der Kaaba sündenrein geworden, darf fernerhin nicht mehr lägen und betrügen!“

Kleines feuilleton.

Literarisches.

Christen Bundgaard, mit dem wir unsere Leser heute bekannt machen, ist ein junger dänischer Knecht und Landarbeiter. Er hat wie viele seiner Klassenossen das Elend und die Schwärze des wandernden Proletariats kennen gelernt. Tausende leiden, schweigen, oder ihre wilden Proteste verhallen ungehört. Diesen aber war es gegeben zu sagen, was er selbst erfuhr und mitleidig be-

obachtete. Mit der ganzen Kraft, Mühsichtslosigkeit und Unmittelbarkeit des Selbsterlebten und der Wirklichkeitsstreue. Aber auch mit den Mitteln des Künstlers, der feiner sieht, tiefer empfindet und der Sprache die Ausdrucksmöglichkeiten abgewinnt, die seine Darstellung anschaulich und eindringlich machen.

Die Skizzen, die Bundgaard als seine ersten schrieb, erregten in Dänemark sogleich die Aufmerksamkeit. Unser Kopenhagener Parteiblatt begrüßte den jungen Dichter mit den Worten: „Gleich dem Russen Gorki muß der Zümländer Bundgaard mit dem Menschenwill der Landstraße gelebt haben, um es schildern zu können, wie er es in diesem Buche tut — mit einer Ursprünglichkeit des Gefühles, einer Stärke in der Sprache, die hinter der des berühmten Schriftstellers nicht zurücksteht. . . .“

Ein solches Bild ist gefättigt von Selbsterkenntnis und Stimmung. . . . Und wahrscheinlich weiß Christen Bundgaard nichts mehr von ihm zu erzählen. Sein Herz ist bei den heimatlosen Wanderern, den „Landstreichern“ von den Landstraßen. Ihr Schicksal hat er mit seinem Blut geschrieben, und das hat seinem Buche seine Eigenart und Kraft verliehen.“

Bundgaard schreibt kein wohlkomponiertes Buch, es sind farbige Skizzen, padende Momentbilder, die er bietet. Aber da sie so stark geschrieben sind, geben sie unendlich mehr als die langatmigen Beschreibungen und endlosen Dialoge der berufsmäßigen Romanschreiber.

Aus dem Gebiete der Chemie.

Ramsay über die Umwandlung der Elemente. Vor etwa dreiviertel Jahren gelangte zuerst durch die Tagespresse von Amerika aus die Mitteilung an die Öffentlichkeit, daß es dem berühmten Londoner Chemiker Ramsay gelungen sei, Kupfer in Lithium zu verwandeln, worüber der Gelehrte einem amerikanischen Fachgenossen berichtet haben sollte. Bei dem überraschenden Inhalt der Nachricht kann es nicht wundernehmen, daß man anfänglich an eine „Ente“ glaubte und erst die Veröffentlichung Ramsays selbst, die im Juli erfolgte, gab die Gewißheit, daß es sich um eine ernste Angelegenheit handelte. Er hätte Kupfersalzlösungen mit der gasförmigen Substanz, die nebst verschiedenen anderen Strahlungen vom Radium ausgeschleudert wird, der sogenannten Radiumemanation, behandelt und nachgewiesen, daß sich nach Ausfällung des Kupfers durch Schwefelwasserstoff im Filtrat spektroskopisch Spuren von Lithium nachweisen ließen. Sofern diese Mitteilung bei manchen die Erwartung einer baldigen Verwirklichung der Goldmacherei hervorgerufen hat, muß diese Hoffnung zum mindesten als allzu optimistisch bezeichnet werden, da eine Goldherstellung auf analoge Art recht viel — Gold kosten würde. Wissenschaftlich aber ist dies Beispiel einer Metallverwandlung — man wußte damals schon, daß das Radium auf dem Umwege über die Emanation in Helium übergeht — außerordentlich interessant. Die Ansicht, daß den rund achtzig bekannten chemischen Elementen eine einzige Grundsubstanz zugrunde liegt, ist dem Denken der Chemiker seit Jahrzehnten geläufig. Prout hat ihn vor langer Zeit in Form einer Theorie, die den Wasserstoff als Grundelement ansah, als erster geäußert. Aber praktisch blieb das Element ein unteilbarer, aus den mannigfaltigsten Verbindungen stets wieder in gleicher Beschaffenheit hervorgehender Grundstoff. Ramsay hat nun mit seinem Versuch ein Verfahren nachgewiesen, das eine solche Umwandlung hervorruft. Es ist eine interessante psychologische Erscheinung, daß trotz der Tendenz, die fast gefühlsmäßig dazu treibt, in den achtzig Elementen Variationen eines Urstoffes zu erblicken, doch wieder die Gewohnheit, Elemente als unumwandelbare Dinge zu betrachten, zur Zweifelsucht drängt. Neuere Arbeiten von Fräulein Gleditsch und Mc. Coy zeigen jetzt, daß das Lithium wohl häufig, aber keineswegs regelmäßig in radioaktiven Mineralien, die Kupfer enthalten, vorkommt. Die Verfasser kommen auf Grund dieser Tatsache zu Bedenken, ob die wichtige Entdeckung Ramsays auch richtig sei, da man dann doch annehmen müsse, daß das Lithium ein stets vorhandener Bestandteil kupferhaltiger radioaktiver Mineralien sei. Ramsay wendet sich nun in einer wieder in der „Nature“ veröffentlichten Notiz gegen die Verechtigung dieses Einwandes. Er erinnert daran, daß er in seiner ersten Veröffentlichung darauf hinwies, daß Natrium und vielleicht auch Kalium bei dem sukzessiven Abbau des Kupferatoms unter dem Einfluß der Radiumemanation entstünden. Da aber diese beiden Metalle Bestandteile des Glases sind und somit auch der Glasgefäße, worin die Versuche ausgeführt wurden, ist lediglich der Umstand zum Nachweis ihrer Entstehung aus Kupfer herangezogen worden, daß ihre Menge im Rückstand von dem mit Radiumemanation behandelten Kupfersalz größer war als bei nicht behandeltem. Das Lithium wurde deshalb in den Vordergrund gestellt, weil es sich im Glas, Kupfer oder Staub für gewöhnlich keineswegs vorfindet und weil vor dem Versuch festgestellt worden war, daß alles Material frei von Lithium war. Dagegen war es nach Einwirkung der Emanation mit Sicherheit nachzuweisen. Es ist aber keineswegs gesagt, daß immer Lithium entstehen muß. Welches der Abbauprodukte unter dem Einfluß der Emanation entsteht, hängt von den Versuchsbedingungen ab. Die große Verbreitung von Natrium und Kalium läßt darauf schließen, daß sie die Hauptprodukte bei der Umwandlung des Kupfers sind und daß nur durch besondere Bedingungen das spurenweise Auftreten von Lithium bewirkt wird. Zur Feststellung dieses Sach-

verhaltes werden gegenwärtig Versuche in Quarzgefäßen ausgeführt. Analogien zu dieser Auffassung gibt es in Menge. —

Aus dem Tierreiche.

Vogelschutz. Es ist schon über zehn Jahre her, daß Hans v. Berlepsch in seinen Studien und Versuchen zum Zwecke eines tatsächlich wirksamen Vogelschutzes so weit vorgeschritten war, daß er sagen konnte: das Rätsel ist gelöst, ich kann für meine nach zwanzigjährigem heißen Bemühen gefundenen Methoden die volle Gewähr ihres Erfolges übernehmen, nun ist es an euch allen, die ihr Verständnis und Herz für die edle Sache habt, meinem Beispiel die Nachahmung zu sichern. Das geschah. Vereine, Privatleute, Behörden sandten ihre Sachverständigen nach Seebach in Thüringen, um dort die großartigen Musteranlagen in Park, Wald und Feld des Schloßgutes studieren zu lassen und dann selbst ans Werk zu gehen. Hierzu war es um so leichter sich zu entschließen, als die Kosten der ersten Vogelschutzanlagen durchaus mäßig sind, schon deshalb, weil man am besten klein anfängt und erst allmählich, mit der unfehlbar eintretenden Vermehrung der Vögel, die Veranschaffungen von Jahr zu Jahr vermehrt und erweitert. Es braucht also weder der tieferen Eingriffe ins Wirtschaftliche, noch der Einsetzung großer Geldwerte. Aber nicht etwa bloß der Naturfreunde und der Koch- und Auckgemütsmenschen, die Vogelgesang, Vogelleben und Vogelschönheit zu den willkommenen Streublumen im gemeinen Menschendasein rechnen und nicht gut entbehren können; nein auch der kühlen Rechenmeister, die alles Irdische auf die wirtschaftliche Wage legen und deren Zünglein entscheiden lassen. Denn auch für sie ist nicht nur keine Gefahr bei der Sache, sondern es springt noch was dabei heraus: der unschätzbare wohlthätige Einfluß einer reichhaltigen Vogelwelt auf die Erträge der Feld-, Garten-, Obst- und Forstwirtschaft ist schon längst erwiesen. Nun begreife einer, wie's zugeht, daß wir meilenweit ins Land wandern können, ehe wir hier oder da etwelchen Anzeichen eines ernstgemeinten Vogelschutzes begegnen; keine Frage, der liegt noch in den Windeln. „Gut Ding will Weile haben!“ sagt Michel, und so wartet er hübsch, bis der Nachbar anfängt, dann will er erst noch erleben, ob's geht und was nützt und wenn er merkt, daß nebenan die Aepfel- und Pflaumenbäume wirklich reicher tragen als früher, dann fängt er vielleicht auch an mit dem Aufhängen von Nisthöhlen, falls er nicht etwa schließlich sein pißfiges Gesicht aufstreckt und zu sich selber sagt: Si, die Reizen bleiben doch nicht immer drüben bei dem, die werden bei mir schon auch „arbeiten“!

Weiter: Was haben wir allenthalben für prächtige Parke, große und kleine, öffentliche und private, was könnte da alles noch geschehen! Aber der Vogelschutz ist in ihnen selbst noch ein unbekannter Vogel, man mußte denn aus einigen „Spaßensütterungsanlagen“ am schneidigen Promenadenwege auf seine Anwesenheit schließen sollen. Wer sich die Mühe nahm, auch nur einen Blick in das Büchlein von Berlepsch zu tun (Der gesamte Vogelschutz. Halle 1904. 1.50 M.), der weiß, was er davon zu halten hat.

In der Tat, auf dem Gebiete des wirklichen Vogelschutzes haben die daran besonders interessierten Vereine für Vogel- und Tier-schutz, die landwirtschaftlichen, Garten- und Obstbaugesellschaften, Heimatschutz- und Lürerbund noch große und viele Arbeit vor sich. Da wird sich handeln um Massenverbreitung guter Flugblätter mit Erklärungen und Abbildungen, um Vermehrung der Gelegenheiten zur Erwerbung von Nisthöhlen, um Wandervorträge mit Lichtbildern, um einen förmlichen „Aposteldienst“ sozusagen. Da Beispiele am besten lehren, müßten sich die genannten Vereine mit ihren Tausenden von Mitgliedern einmal zu einem gemeinsamen Werke in der Weise zusammen tun, daß sie aus ihren Mitteln frisch auf eine wenn auch kleine Anzahl von Gehölzen nach den bewährten Regeln des Vogelschutzes anlegen ließen.

Und die Gemeinden müßten auch mehr tun. Zur Ehre sollten sie sich schämen, vorbildlich vorzugehen, besonders die gut situierten, und den Vogelschutz in ihrer Mitte fördern und wenn nur irgend möglich selbst ins Werk setzen, sie hätten doch nur Gewinn davon. Mittellosen Gemeinden aber müßte auf begründetes Ansuchen wenigstens eine einmalige Zubwendung von Staats wegen gemacht werden.

Den Schluß dieser Zeilen lassen wir Herrn v. Berlepsch selber machen, er sagt in seinem oben angeführten Büchlein Seite 121: „Soll der Vogelschutz von durchgreifendem Nutzen sein, so muß er nicht nur vereinzelt, sondern allgemein von jeder Volksschicht jedes Volkes betrieben werden. Damit dies aber geschehe, dazu gehört als Vorbedingung, daß alle Bildungsschichten jedes Volkes immer mehr für unsere Vögel, ihr Leben, Wesen und besonders ihren Nutzen aufgeklärt und belehrt werden. Je mehr man über unsere Vögel Aufklärung verbreitet, desto mehr Interesse und Liebe zu ihnen wird man erwecken, und wer Interesse und Liebe zu den Vögeln hat, der wird die Vögel auch schützen. . . . Allgemein wird sich ornithologisches Interesse und Verständnis aber doch erst dann erreichen lassen, wenn wir hierzu mehr wie bisher den Hebel bei der Jugend ansetzen. Die berufensten Persönlichkeiten zu diesem ornithologischen Pionierdienst sind deshalb die Lehrer. Von diesen laan, wollten sie nur mit der toten Systematik immer mehr brechen und sich ausschließlich der Biologie zuwenden, auch in dieser Richtung manch edles Samentorn in die jugendlichen Gemüter gelegt werden.“

DBK.